

Casanova unserer Zeit

Von Hilde Busch

Sergej hieß der ältere der Brüder. Mitja hatte man den Jüngeren genannt. Das Adelsgeschlecht, aus dem sie stammten, war alt. Uralt. Die Fürsten Mediarowitsch waren im Kaukasus zu Hause. Weitverzweigt über das große russische Land lebte die Familie. Sergej und Mitja kamen, der Tradition gemäß, als Knaben in das Kadettenkorps. Das vornehmste von Rußland. Nach St. Petersburg. Die Erziehung war streng. Das Leben freudlos. Wie eine dunkle Wolke schwebte über dem äußeren Glanz, der byzantinischen Pracht des Zarenreiches das Gespenst der Revolution; die Furcht vor Attentaten. Reisten die Knaben in den Ferien heim in ein Schloß voll düsteren Prunks, so gab es Helligkeit und Freude nur durch die Umgebung: Fuchsjagden in undurchdringlichen Wäldern, Schwimmen im Fluß, Raufen und Balgen mit tierhafter Lust auf Wiesen und Rasenplätzen. Der Vater war streng und finster. Die Mutter lebte in einer Anstalt. Seit Jahren schon geistiger Umnachtung verfallen. Stamen die Söhne zu Besuch, so erkannte die Fürstin sie nicht. Sergej und Mitja aber erschrakten vor dem Gebild einer aufgeschwemmten und blaffen Frau, die verworren auf sie einredete und ihnen oft böse Blicke aus glanzlosen Augen zuwarf.

Erst als sie bei Hofe vorgestellt wurden, änderte sich das Leben Sergejs und Mitjas. Mitja war ein Knabe von siebzehn, als er zum erstenmal die Lust der Ummarmung wahrte. Eine Hofdame der Zarin verführte ihn. Sie war neununddreißig, aber sie war noch schön genug, um den Jüngling zu entflammen. Sergej hatte ein phlegmatisches Temperament. Bei dem Wort „Liebe“ dachte er nicht an feurige Gefühle, unehemite Sinnesfreude. Er dachte an Ehe, Kinder und Behaglichkeit. Diesem Ideal, wohl Kleinbürgerlich zu nennen, blieb er treu, bis es sich erfüllte. Fern von Rußland.

Die Zeit der rauschenden Feste, des leichten Dienstes und der schimmernden Uniformen wurde jäh unterbrochen durch den Krieg. Er geschah, kurz bevor Sergej und Mitja in das Heer eintraten. So kamen sie nicht ins Feld. Beide waren untröstlich. Aber es gab manche, die das nicht so schlimm fanden. Eine Hofdame der Zarin zum Beispiel. Schon neununddreißig Jahre alt. Aber immer sehr schön. Die Schultern schneeweiß, der Mund wissend. Als die Revolution ausbrach, stürmte sie gegen alle Etikette in Mitjas Zimmer. Er war nicht allein. Ein Diener stand im Raum. „Fürst Mediarowitsch“, erregter Atem hob ihre Brust, „fliehen Sie mit mir.“ Mitja lächelte. Leicht verächtlich. „Ein Mediarowitsch flieht

nicht.“ Aber es war nur Phrase. Zwar blieben Sergej und Mitja noch in Rußland, solange Strenski herrschte, doch als die Bolschewiken zur Macht kamen, flohen sie auf der Stelle. Entkommen durch die Reihen der Roten nach Paris. Gerettet hatten sie: das Leben und einige wertvolle Juwelen.

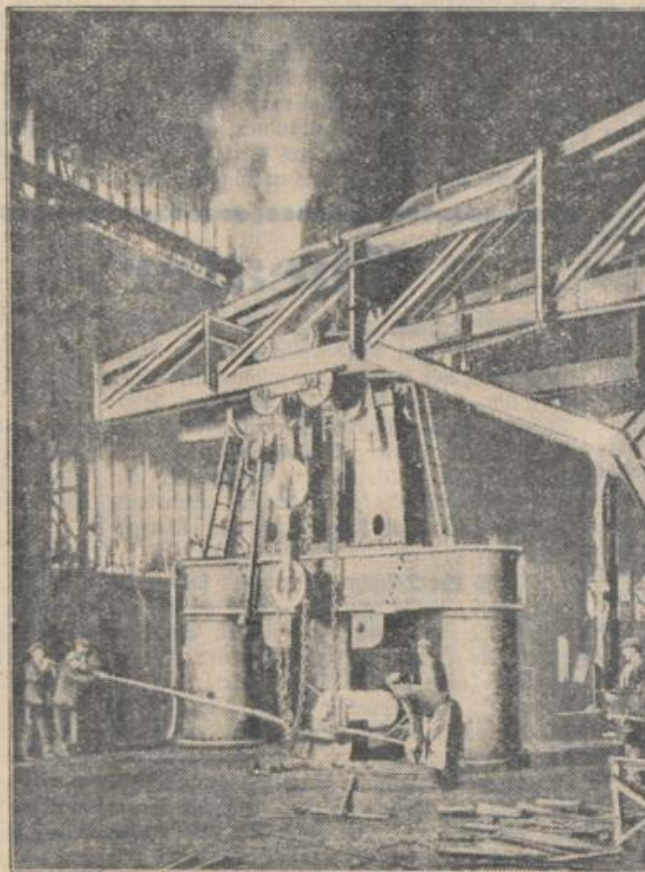
Sergej spekulierte mit dem Erlös seines Anteils. Vorsichtig, überlegen, wie es seiner Kleinbürgerlichen Art entsprach. Die das große Wagnis fürchtete. Nebenbei fuhr er als Chauffeur ein Taxi. Sprach französisch fast besser als russisch. Die Besitzerin einer Boulangerie verliebte sich in ihn. Sie war breit, fest und stattlich. Das Ersparte war schon heute imstande, eine auskömmliche Rente zu sichern. Auch sahen ihre ausladenden Hüften aus, als ob sie leicht gesunde Kinder gebären würde. Sergej heiratete sie. Ein paar Jahre darauf war er beleibt und ehrenwert, ein Mann, in dem niemand den ehemaligen russischen Groß-

fürsten uralten Adelsgeschlechts vermutet hätte.

Nicht so Mitja. Die Stadt Paris bewauchte ihn. Anders der Glanz, anders die Frauen als in Petersburg. Anders das Tempo, der Rhythmus. Heiterer, leichter, beschwingter. Gallischer Witz, lateinische Grazie. Den Frauen der Großbourgeoise, schmalhüftigen, überzüchteten Wesen, dem Lasterhaften und Frivolen zugetan, Absinth trinkend, Opium rauchend, Kokain schnupfend, Morphinum spritzend, schön und unfruchtbar, gefiel der 25jährige. Mitja war groß, schlank, seine Haut hatte eine matte Umbräufarbe, Haare und Augen dunkel. Der Blick dieser schwarzen, leicht geschlitzten Augen, wenn er diese schmalhüftigen Wesen betrachtete, war voll demütiger Jubruhit. Die reichen Pariserinnen delectierten sich an dem russischen Aristocraten wie im Krieg an den Negern. Er war ihnen ebenso fremd und geheimnisvoll. In Gesellschaft dieser Frauen brachte Mitja durch, was er für den Verkauf der Schmuckstücke er-

halten hatte. Bei den Rennen von St. Cloud und Auteuil, in den Bars am Montmartre und Montparnasse, in den boites der du Ken Gassen verweilte, veritanz und verspielte er jene paar hunderttausend Franken. Die Frau eines Großindustriellen hatte sich in ihn verliebt. „Vijou“, sagte sie, mach dir keine Sorgen. Ich stell dir einen Scheck aus. Wie hoch soll er sein? Mitja schob das Blut in den Kopf. Er war ein leichtsinniger Junge. Ein schöner Junge, der gern von Bett zu Bett stieg, sich an weiße Leiber schmiegte, in geöffneten Armen versank. Aber nur Vijou? Nur „Spielzeug“? Er gab keine Antwort, ging. Mit lässiger, hochmütiger Gebärde. Noch einmal der Großfürst Mitja Mediarowitsch. Und nichts als das.

An diesem Abend gewann er mit erborgtem Geld beim Trente et Quatre ein paar hundert Franken. Landete damit in der Bar „Mifou“ an der place Pigalle. Die Bar „Mifou“ galt als Stammlokal der reichen, europäbunnen Amerikaner. Unter den Gästen war einer, den Mitja kannte. Aus dem Salon jenes Großindustriellen, dessen Frau ihn zu ihrem „Vijou“ hatte machen wollen. Mitja ließ sich einen Cocktail mixen. Aus viel Gin und Vermut. „Wissen Sie nicht“, fragte er, den silbernen Pokal in schmaler, arbeitsunbewohnter Hand, „was ein Mensch, wie ich, anfangen kann, Mr. Johnson? Ich muß nämlich — Geld verdienen.“ Mr. Johnson war trotz ansehnlichem Vummeln nächster, amerikanischer Quinehman. „Well“, meinte er, „das ist nicht einfach. In Amerika braucht man derbe Fäuste und viel



Stahlblock in der Schmiede

Die riesigen Stahlblöcke, wie sie von der modernen Technik benötigt werden, können nur mit Hilfe hydraulischer Pressen geschmiedet werden. Durch den Kolben eines Druckwasserzylinders wird der gewaltige Preßstempel wie von Zauberhand bewegt und gleichmäßig vorgetrieben.

Energie." Er schäkte den schlanken, schöngebauten Jungen mit kühlen Blicken ab „Für Sie ist Hollywood das Richtige, Fürst Mediarowitsch. Dort braucht man Statisten, die russische Aristokraten, Offizierstypen und Wehliches darzustellen. Wenn Sie Glück haben, werden Sie ein Filmstar. Die Ueberfahrt", fügte Johnson grohzig hinzu, „will ich Ihnen bezahlen. Ich fahre nächste Woche nach Haus. Auch ein paar Empfehlungen kann ich Ihnen dort geben. Cecil de Wille ist ein persönlicher Freund von mir." Mitja fuhr acht Tage später mit Mr. Johnson nach U. S. A. Von Sergei hatte er keinen Abschied genommen. Er hatte dessen Adresse verloren.

Die Empfehlung Mr. Johnsons, der einziger Sohn eines Wallstreet-Bankiers war, öffnete ihm die Pforten von Hollywood. Cecil de Wille engagierte ihn sofort für eines seiner Grand-spectacle-Dramen. Mitja hatte einen Gladiatoren darzustellen. Doch gefiel er dem Regisseur nicht. Er fand Mitja nicht fehnig und trainiert genug. Was diesem die strenge sportliche Erziehung in der Petersburger Kadettenschule an Kraft und Muskelstärke gegeben hatte, das war in der Pariser Zeit draufgegangen durch Alkohol und Liebe. Jetzt sah er weichlich und schlaff aus. Aber er gefiel noch immer, nein, mehr denn je, den Frauen. Sein wollüstiger Mund, dessen Lippen rot und voll in dem ambratfarbenen Gesicht standen, der tierisch-demütige, brünstige Blick der schwarzen schmalgeschlittenen Augen. Ein Star der Leinwand verliebte sich in ihn. Regra Pol, Fran, die ebenfalls aus dem Osten Europas stammte. Nur war sie ostjüdischem Proletariat entsprossen. Ein dunkles, wirres Leben hatte sie zum Film und damit nach Hollywood geführt. Als Regra Pol Mitja kennen lernte, war sie gerade von ihrem dritten Mann geschieden worden. Auch sie zählte schon einige Dreißig. Doch Mitja liebte den Typ der heißen reifen Frau. Er mochte nicht die Glutlosen und Unerfahrenen. Regra Pol bot Mitja kein Geld. Dazu war sie zu klug. Sie machte ihm einen Heiratsantrag. Es war einfacher und widerspruch nicht den sogenannten „guten Sitten". Auf dem Weg der legitimen Ehe kann ein Mann soviel Geld von einer Frau nehmen, wie er will; er wird trotzdem nicht in den Ruf eines Zuhälters kommen.

Die Heirat zwischen Regra Pol und dem Großfürsten Mitja wurde in echtem Hollywood-Stil gefeiert. Mit gnadenloser, barbarischer Prachtentfaltung. Die Flitterwochen verlebte das Paar auf der berühmten weiß-goldenen Segeljacht der Filmschauspielerin. Es durchkreuzte damit liebend den Ozean. Danach kehrte Regra Pol an ihre Arbeit zurück. Sie war eine ehrgeizige und energische Künstlerin. Es blieb ihr wenig Zeit für ihren Mann. Mitja Mediarowitsch hingegen hatte Zeit im Ueberfluß. Pfliegte sich, verwöhnte sich. Trieb Sport ohne Ueberanstrengung. Führt ein mondänes Leben. Hatte bald genug von der eigenen Frau. Trieb es toll mit Zuhältern. Die ihn heftig begehrten. Den ehemaligen Großfürsten, noch dazu hatte eines weiberrühmten Filmstars. Doppelten Reiz hatte es: sich von einem Aristokraten umarmen zu lassen, gleichzeitig aber auch einer Frau, bekannt auf der ganzen Erde, den Mann wegzunehmen. Dies brauchten die sensationslüsternen, abgestumpften Nerven der Dollar-Prinzessinnen von U. S. A. Und nur in solcher Sphäre bewegte sich Mitja noch.

Einer gefiel er so, daß sie ihn ganz besitzen wollte. Nur für sich. Sie war die Tochter

des Warenhauskönigs Mac Ruff. Gloria Ruff war jung, jünger als Mitja, blond, sportgestählt und gesund. Nachte mit blanken weißen Zähnen. Hatte helle fordernde Augen. Eigentlich war sie nicht Mitjas Typ. Zu wenig geschmeidig, zu ungeschickig. Aber es reizte seine Eitelkeit, von ihr begehrt zu werden. Doch versagte sie sich ihm, stachelte damit sein Verlangen auf, das gewöhnt war, schnell befriedigt zu werden. Gloria Ruff setzte es durch, daß Mitja Mediarowitsch sich ibretwegen scheiden ließ. Es war das Tagesgespräch von Amerika. „Wunderful", sagte Gloria. Sie liebte es über alles, im Mittelpunkt von Affären zu stehen. Sie brauchte Unruhe und Betriebsamkeit wie ein Motor Benzin. Nur dann war sie in ihrem Element. Kurz nach der Scheidung heiratete Mitja zum zweitenmal. Die Dollar-Millionärin Gloria Ruff. Diesmal ging die Hochzeitsreise nach Europa. Vereits geschieden, lehrten Mitja und Gloria, jeder für sich, nach U. S. A. zurück. In einem großen Kurort hatte Mitja seiner jungen Frau die Treue gebrochen. Mit einer kleinen schmalen Tänzerin, bronzefarbig die Haut, irgendwie erotisch, doch nicht ganz bestimmbar, weshalb und woher. Er hatte ver-gessen, sein Schlafzimmer abzuriegeln, als er mit Hoga das Spiel der Liebe trieb. Gloria, sich als Herrin fühlend, trat, ohne anzuklopfen, herein. Der Fall war klar und unproblematisch. Ein paar Kabellegramme nach New York genügten, um alles schnell und ohne Aufsehen zu regeln. Gloria verkehrte ihrem Gatten, zugleich Szene des Horns und des Abschieds, eine schallende Ohrfeige. Dann gab sie den Auftrag, zu packen und fuhr in den nächsten Badeort, in dem reiche Leute sich von Krankheiten erholen, die sie meistens nur dem Mühsiggang und der Ausschweifung verdanken.

Plötzlich hatte Mitja kein Geld. Sonderbar, dies war er gar nicht mehr gewöhnt gewesen. In Hollywood nahm man ihn sehr kühl auf. Nur die kleinen Statistinnen, jener Typ, der auf dem Weg durch das Bett des Filmregisseurs Karriere zu machen glaubt, waren

noch von ihm begeistert. Mitja nahm auch sie, doch sehnte er sich nach Frauen, die sich auf kostbarere und kompliziertere Art pflegten. Mr. Johnson, der aus der Ferne das Schicksal seines Schütlings beobachtet hatte, fühlte so etwas wie Verantwortung. Schließlich hatte er Mediarowitsch den Weg nach U. S. A. gewiesen. Er verschaffte ihm die Einladung einer spanischen Prinzessin. „Erholen Sie sich", schrieb Johnson, „leben Sie mäßig, trinken Sie wenig. Wenn Sie wieder in Form sind, arbeiten Sie. Vielleicht kann ich Ihnen noch einmal helfen."

Alles konnte sich Mitja vorstellen. Nur nicht — arbeiten. Leben nach Stunden, Regeln und Grundfäden. So mußte es sein: in den Tag hineinschlafen, dann baden, essen, trinken, Musik, Tanz, eine Bar, gedämpftes Licht, Musik, parfümgetränkte Luft — die Frau. Nur als Frau. Sonst nichts. Die Prinzessin empfing ihn auf ihrem spanischen Landsitz liebenswürdig. Sie war Mr. Johnson zu Dank verpflichtet. Er hatte ihr verschiedene Geldaffären angenehm geregelt. Im übrigen war sie eine strenggläubige Dame, herb, dunkel und begehnte Mitja mit der Pose der Mütterlichkeit. Es verfehlte seine Wirkung ganz. Mitja war nicht mehr zu erziehen. Der Landsitz der Prinzessin lag in der Nähe des Seebads San Sebastian. Hatte Mitja genug von den „mütterlichen" Predigten, fuhr er mit dem Wagen, den ihm die Prinzessin zur Verfügung gestellt hatte und den er selbst steuerte, dorthin. Spielte im Kasino. Verpielte alles. Nach reichlichem Genuß verschiedener Alkoholarten überwand Mitja letzte Hemmungen. Stahl der spanischen Hoheit ihren Schmutz, verkehrte ihn, brachte auch dieses Geld in einer Nacht durch. Am Morgen, wach und nüchtern, erkannte Mitja, was er getan hatte. Seine letzte Chance schien ihm die Flucht. Er fuhr im Auto auf und davon.

Doch ließ ihn die Prinzessin verhaften, bevor der Juwelenräuber Großfürst Mitja Mediarowitsch die französische Grenze erreicht hatte. Jetzt erst entschloß sich Mitja zum letzten Schritt. Er erhob sich.

Theater / Von Ellen Lenski

Das Staffeehaus strahlte in hellster Beleuchtung. Es war eines jener modernen Amüsierbetriebe, wie sie dem „bodenständigen" Wien eigentlich fremd sind. Ihr Ursprung heißt: Amerika. Grelle Lichtreflexe, vor dem Portal ein betretter Diener, Ankündigung von „sensationalen Attraktionen", „Tanzparfett auf spiegelnder Fläche" mit bunten Lampen, Tischtelefone zum Zweck diskreten Kennenlernens.

Solch ein Telefon benutzte soeben ein Herr, groß, dunkel, gut, ein wenig zu gut gekleidet. Er sprach mit einer jungen Blondine, schlank, die Formen dennoch einladend: „Wollen Gnädigste nicht den nächsten Foxrot mit mir tanzen?" Der Sprecher erhielt keinen Korb. Die Blonde tanzte gut, sicher, drall. Dem Dunklen gefiel sie ausnehmend. „Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle? Mein Name ist Rand, Direktor Land. Ich bin kein Wiener, nein. Ich komme aus der Schweiz. Ich habe hier für meine Firma, eine große Uhrenfabrik, zu tun." Die Blonde erzählte: „Auch ich bin fremd in Wien. Das heißt, ich lebe schon seit zwei Jahren hier. Ich studiere nämlich Musik am Staatlichen Konservatorium. Meine Heimat ist Schweden. Ich möchte Sängerin werden." — „Sie haben sich aber den Wiener Dialekt völlig einwandfrei angeeignet", meinte ihr Tanzpartner.

„Nun ja, wenn man tagaus tagein keinen anderen hört? Zwei Jahre lang?" — Gewiß, gewiß. Im übrigen war das Nebensache. Ingrid hieß die Schwedin. Herrlich. Solch blondes Haar gab es sicher nur in der Heimat der „göttlichen Greta". Ingrid konnte es, was die Blondheit des Haars, die grünliche Bläue der Augen betraf, mit der Garbo aufnehmen.

Direktor Land war nicht kleinlich. Er lud das junge Mädchen zu einer Flasche Sekt ein. Die Schwedin, die, wie sie sagte, aus plötzlicher Laune dieses Lokal aufgesucht hatte, nahm die Einladung an. Der Sekt war zwar nicht erstklassig, aber da sich der Schweizer und die Schwedin gefielen, bedurfte es nicht des Alkohols zur Stimmung. Sie stellte sich ein durch Musik und Tanz, den siebernden Rhythmus ihrer jungen Körper, durch leise Worte und keine zärtliche Berührungen. Als sie sich trennten — die blonde Nordländerin wollte auf keinen Fall im Auto nach Hause gebracht werden — „ich wohne bei einer sehr strengen alten Dame", und „bedenken Sie den Klatsch der Leute", hatten sie sich immerhin gestanden, daß sie sich liebten. Eine Verabredung wurde für den nächsten Tag getroffen. Diesmal in einer kleinen Konditorei.

Ingrid hatte wenig Zeit. Das Studium nahm sie sehr in Anspruch. „Vielleicht muß ich

Neubau

Wer mit dem Hämmer zur Arbeit geht,
wer mit der Kelle am Neubau steht,
wer seinen Rock in die Bude hängt,
wer in der Kette den Backstein fängt,
der soll es sein.

Seine Hand, die nach der Schaufel greift,
dieser Arm, der eine Schalung steift,
dieser Rücken, der den Balken trägt,
und der Mann, der Stift und Niete schlägt,
die bauen das Haus.

Wenn ihr das wißt und wenn ihr es schafft
und wenn ihr es seid, das Werk und die Kraft,
dann seid auch der Bauherr und seid der Plan:
So soll es werden und so wird es getan
und ausgerichtet, für euch.

Kurt Doberer.

meinen Aufenthalt hier bald abbrechen", meinte Direktor Land, mit Vornamen Alfred. „Immer nur die paar kurz bemessenen Stunden am Abend. Ich möchte dich auch am Tage sehen. Mit dir spazieren gehen, mittagessen. Schwänze doch das Konseratorium ein bißchen.“ Ingrid schüttelte den blonden Kopf. „Das kann ich nicht“, sagte sie traurig. „Es würden mir große Unannehmlichkeiten daraus entstehen.“

„Wenn er es wüßte“, dachte das junge Mädchen, während sie nach dem Essen die Teller wusch, „daß ich gar nicht Ingrid heiße, keine Schwedin und Musikstudentin bin wie die Tochter des Hauses, sondern nur eine Stütze, ob er mich da auch so lieb hätte?“

„Wenn sie es wüßte“, dachte Alfred Land, der kein Schweizer und kein Direktor war, sondern ein kleiner Vertreter mit wenig Geld, „ob sie auch da auch so gern mit mir ausging?“ — Doch erfuhr es keiner vom anderen, was sie sich gegenseitig für Theater vorspielten. Bis —

Die Mizzi alias Ingrid fand Gefallen an dem guten abendlichen Leben. Zu tanzen mit einem hübschen jungen Mann, Wein zu trinken, geküßt zu werden, Liebeslungen zu empfangen — das schien ihr des Lebens wahrer Sinn. Sie fragte nicht, woher ihr Alfred das Geld dazu nahm. Glaubte auch keinen Grund zu haben, danach fragen zu müssen. Ein Direktor? Aus der Schweiz? Uhrenfabrik, Schweizer Franken, Mizzi, pardon, Ingrid, du hast das große Los gezogen. „Ob er mich heiraten wird? Aber dann kommt alles an den Tag. Nein, besser, es bleibt so wie es ist.“ — Es war süß, mit Ingrid zusammen zu sein. Wie ihre Wangen glühten, wenn sie Champagner getrunken hatte. Jede Spur von nordischer Kühle war fort. Sie küßte, die Ingrid, wie ein richtiges Wiener Mädel. Verflucht, das lägliche Ausgehen kostete aber Geld. Viel Geld. Unendlich mehr, als ein kleiner Vertreter verdiente. Und überhaupt verdienen konnte.

Und wieder tanzten sie eines abends auf der Spiegelnden Fläche jenes glitzernden Cafés, Amüsierbetrieb größten Stils, in dem sie sich kennen gelernt hatten per Telefon. Da geschah es. Sie kehrten zum Tisch zurück. Dort standen zwei Herren. Unauffällig in Zivil. Sie zeigten nur eine kleine Marke vor. Jedes Mißverständnis war ausgeschlossen. Und da es sich bei der Begleiterin des Delinquenten womöglich um eine Komplizin handeln konnte, nahmen die Kriminalbeamten das junge Mädchen ebenfalls vorforschlich mit.

„Ich wollte ihr gefallen“, gestand Alfred Land, jetzt Angeklagter und kein Holl ein Direktor, vor Gericht. „Ich glaubte, sie würde mich nicht mehr lieben, wenn ich ihr die Wahr-

heit sagte, und wer ich wirklich bin.“ — „Aber sie hat Sie ja auch belogen“, meinte der Richter, „sie ist doch weder Schwedin noch Musikstudentin, sondern Hausgehilfin. Auch heißt sie nicht Ingrid, sondern Mizzi.“ — „Das konnte ich nicht wissen. Ich hielt alles, was sie sagte, für aufrichtig. Wir haben uns halt gegenseitig

— Theater vorgespielt.“ Es endete, wie so oft „Theater“, nämlich — dramatisch. Das Gericht verurteilte den Vertreter Alfred Land zu drei Monaten Gefängnis. Die Mizzi schluckte. „Wenn ich das geahnt hätte. Ich lieb ihn auch so.“ Es war ein schönes, rührendes Schlusswort. Der Autor hat dem nichts hinzuzufügen.

Sonderbare Volksgebräuche und Volksrechte

Wenn auch seit dem Kriege viele alte Volksgebräuche verschwunden sind, so haben sich doch noch manche recht seltsame, besonders im benachbarten Bayern, bis heute erhalten. Die bemerkenswertesten sind die meist noch aus altheidnischer Zeit stammenden Festgebräuche zur Jahreszeitenwende im Herbst und im Frühjahr. In der dritten Woche des Oktober wird in ganz Bayern der „Kirrt“, das Kirchweihfest, gefeiert. Vielerorts ziehen die Kirrtburgen, festlich geschmückt mit Bändern und Kirrtkraut, durch die Gassen, die Musik spielt auf den Dorfplätzen und nach alten Sitten und nach strenger Etikette vollziehen sich die ersten Tänze. In wohlhabenden Gegenden in Niederbayern dauern Fest und Tanz von Samstag bis Mittwoch.

Ein altbayerisches Sprichwort sagt:

„Ein richtiger Kirrt dauert bis zum Irta, kann sich aber auch schida bis zum Wida.“

Das Fest ist in erster Reihe ein gastronomisches, wobei des Bayer für seine Festgelage rührend beiseidene Bezeichnungen hat. „Kirrtsuppe oder Glücksuppe“ bezeichnen Festessen mit sieben oder acht Gängen. Was die Kirrtgäste an gesottetem und gebratenem Fleisch oder „Rücheln“ nicht verzehren können, wird als sogenannter „Bschoad“ im Lüchel mit nach Hause getragen. Am Montag finden sodann in Altbayern Umgänge auf den Friedhöfen statt, so wie zu Allerheiligen. Auch die Toten sollen am Kirrt ihren Anteil haben.

Eine eigentümliche Sitte ist im bayerischen Schwaben das Fahnenstücken. Am Kirchweihmontag, oft auch am Fastnachtmontag, ziehen drei festlich geschmückte Paare durch den Ort. Die Burschen tragen Fahnen, zu denen die Fahnenjungfern breite, oft kostbare Fahnenbänder stiften. Vor den Häusern der Dorfhonoratioren und reichen Bauern tanzen die Paare, worauf die Burschen bei den Klängen eines Fahnenmarsches wild im Kreise ihre Fahnen schwenken. Die Entlohnung besteht in Geldgeschenken und Bewirtung der Fahnenträger und Fahnenjungfern.

In der schwäbischen Stadt Nördlingen, vordem eine freie Reichsstadt, kann der Fremde auch heute i. d. vom Staditium St. Georg herab zur Mitternachtsstunde die Rufe des Turmwärters nach den vier Himmelsrichtungen hören: „Sä Gsell.“ — Damit hat es folgende Bewandnis: Die freie Reichsstadt Nördlingen lag, wie fast immer, in Fehde mit den Reichsgrafen von Dettingen, die Nördlingen gerne an sich gebracht hätten. Der Graf von Dettingen hatte einige Stadtknechte bestochen, nachts das Dettinger Tor offen zu lassen; er wollte durch einen Handstreich sich der Stadt bemächtigen. Da entkamen in dieser Nacht die Schweine eines Bäckers aus ihrem Stall und riefen sich nach Schweineart ihren Rücken am Staditor. Der sie verfolgende Bäckergehilfe bemerkte hierbei, daß das Tor nachgab, also offen stand. Er schlug Lärm, die Wache schloß das Tor und besetzte es und als wirklich der Graf von Dettingen an-

gerückt kam, fand er die Bürger Nördlingens auf den Bänken der Stadtmauer zur Abwehr bereit. Der Bäckergehilfe wurde nun öffentlich geehrt. Der Innungsmeister der Bäcker scheint aber nicht von großer Beredsamkeit gewesen zu sein, denn es ist überliefert, daß er dem Gesellen das Stadtgeschick bloß mit den Worten überreichte: „Sä Gsell“ (= hier hast du, Geselle!). — Seither muß der Turmwächter diesen Ruf nachts über die schlafende Stadt hinaus schallen lassen bis zum heutigen Tage.

Zur Mitternachtsstunde erklingt auch heute noch in Amberg die „Huffitenglocke“. Eine Erinnerung an die Schlacht von Hilfersried, in der die Heere der Hussiten zurückgeschlagen wurden.

Im bayerischen Staatsarchiv befindet sich als Justizkuriosum das Protokoll einer niedergeschlagenen Untersuchung wegen Mordes vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts, das wohl das sonderbarste an einem Volksrecht darstellt dürfte.

Ein wohlhabender Gerbermeister aus dem bayerischen Gebirgsmarke Brien am Chiemsee begab sich in das am Wendelsteingebirge gelegene Dorf Reitberg, um von den dortigen Gebirgsbauern Schulden für gelieferte Lederbekleidungen einzuholen. Ein Bauer, bei dem er zuerst vor sprach, beteuerte, kein Geld zu haben, auch habe er keine Kelle, die er an Geld des Statt liefern könne. Bei dem zweiten und dritten Bauern erging es dem Gerber ebenso. Kein Wunder, daß der Gerber, der von rauhen Sitten war, anfing auf die Bauern zu schimpfen. Plötzlich meinte ein Bauer, der Gerber sei „grauslich“, wobei er einen tüdlichen Blick auf ihn warf. „Grauslich“ bedeutet soviel, wie ein Mensch, vor dem einem „graust“. Sofort schrien alle Bauern, daß der Gerber grauslich sei, sein wilder schwarzer Bart und die Tafsache, daß er schielte, bezeugten dies. Mit einer Art Feierlichkeit sagte der erste Sprecher, daß nach altem Recht der „Grausliche“ gefangen sei. — Als der Gerber sich gegen die Festnahme wehrte, erklärte der Bauer, nach Recht und Gesetz sei der Grausliche dem Tode verfallen, da er sich gewehrt habe. Der anfangs verblüffte Gerber merkte, daß es ums Leben ging. Recht oder Unrecht, grauslich oder nicht, die wilden Gebirgsbauern wollten ihn todschlagen, um ihre Schulden loszuwerden. In wilder Flucht versuchte er zu entfliehen, er wurde jedoch eingeholt und mit Krügeln todschlagen. — Die wegen dieses Mordes festgenommenen Gebirgsbauern beriefen sich auf ihr „Recht“. — Tatsächlich existierte aus dem zwölften Jahrhundert ein herzogliches Privilegium für die Reitberger Bauern, daß sie wegen ihrer Gefährdung durch ihre Abgelegenheit in ihrem Ort einen „Grauslichen“ fangen und, so er sich wehren sollte, todschlagen dürften. Dieses „Recht“ wurde zwar sofort aufgehoben, aber die Bauern wurden straffrei entlassen. Freilich ließen sie sich in Brien nicht mehr blicken, da es ihnen sonst wohl „grauslich“ ergangen wäre.

Anekdoten aus der Politik

(Aus Felix Fechenbachs Buch „Politisches Nachkabinett“.)

Briand, der früher einmal Sozialist war, kam als französischer Außenminister zur Völkerbundkonferenz und wurde von einer hübschen Journalistin über die Abrüstungsfrage interviewt. Alle Fragen sind schon beantwortet, da jetzt die kleine Zeitungschreiberin noch einmal zu einer Frage an:

„Darf ich Sie bitten, Herr Minister, mit zum Schluß noch etwas persönliches zu sagen? Ich möchte gerne von Ihnen etwas über die Gefühle eines Renegaten hören.“

Briand schließt langsam die Augen und antwortet:

„Mademoiselle, in meinem Alter besitzt man nicht mehr alle Gefühle.“

Ein Pfarrer und ein Professor der Naturwissenschaften machten zusammen einen Ausflug. Nach einem opulenten Mittagmahl bekam der Pfarrer Lust zu rauchen und zog eine Zigarre aus der Tasche, um sie in Brand zu stecken. Höflich langte der Professor ein Streichholz hervor, das aber, als der Pfarrer es nahm, sofort wieder ausging. Auch ein zweites und drittes wollte nicht brennen.

Da meinte der streitbare Diener der Kirche: „Sehen Sie, Herr Professor, das Licht der Wissenschaft verloscht!“

„Gewiß, Hochwürden“, entgegnete der Professor, „immer, wenn es die Kirche in die Hand nimmt!“

Karl Kautsky, der bekannte sozialdemokratische Theoretiker, hatte sich bei Franz Mehring bitter darüber beklagt, daß dieser in seiner großen Karl Marx-Biographie Kautskys Schriften ausgiebig benutzt habe, ohne sich ausdrücklich darauf zu berufen. Mehring trug diesen Vorwurf mit Humor und überreichte eines Tages seine Marx-Biographie einem der Söhne Kautskys mit folgender Widmung versehen:

„Dem Alten gestohlen, dem Jungen geschenkt!“

Die Parlamentsreform ipulte schon lange in den Köpfen der Abgeordneten. Dabei spielte die Frage eine große Rolle, wie lang eine Rede sein dürfe, um die Debatten interessant und lebendig zu gestalten. Eine Abgeordnete meinte verbindlich: „Herr Kollege, eine gute Rede müßte sein wie das Kleid einer Dame; lang genug, um alles erschöpfend zu deden, aber auch kurz genug, um noch interessant zu sein.“

Eine Reichsrats-Stichwahl im alten k. u. k. Oesterreich war immer eine wichtige Angelegenheit. In Trautenuau im Böhmisches wurde sie Ereignis. Egon Erwin Kisch wird von einer Zeitung nach Trautenuau geschickt und soll am Abend telegraphischen Bericht geben. Die hundert Kronen Vorschuß, die er verlangt hatte, bekam er nicht. Nach langem Hin- und Herhandeln mußte er sich schließlich mit fünfundzwanzig Kronen bescheiden.

Kisch reißt ab. Es wird zehn Uhr abends und der Bericht von Kisch ist noch nicht eingetroffen. In der Redaktion beginnt man nervös zu werden. Es wird halb elf Uhr und noch kein Telegramm von Kisch ist da. Endlich fünf Minuten vor Redaktionsschluß kommt der Tele-



Der Geldschrank wird hochgeholt.



Halt' nun gut fest —



— während ich hinaufgehe und ihn in Empfang nehme!

grammbote. Der Chef vom Dienst reißt ihm die Depesche aus der Hand:

„Gott sei Dank, von Kisch!“
Und er liest:

„Die mit Spannung erwartete Stichwahl im Reichsrats-Wahlbezirk Trautenuau verlief ruhig und ohne Zwischenfälle. Durch die wenigen noch ausstehenden Stimmziffern aus kleineren Orten wird an dem Gesamtergebnis nichts mehr geändert werden. Man kann jetzt schon mit Bestimmtheit sagen, daß... Stopp. Hier endet Vorschuß. — Kisch.“

◆◆ Heiteres ◆◆

Keine Sünde. Der alte Pfarrer hörte dem jungen Mädchen die Beichte. „Ich fürchte Hochwürden, daß ich die Sünde der Eitelkeit häufig begehe. Jeden Morgen, wenn ich in den Spiegel sehe, freue ich mich, daß ich so hübsch bin!“ — „Rache dir keine Sorgen, mein liebes Kind“, sagte der Pfarrer müde, „das ist keine Sünde, sondern ein Irrtum!“

Gutes Mittel. „Kommt Ihr Mann jetzt immer noch so spät nach Hause?“ — „Nein, jetzt nicht mehr, ich habe da ein einfaches Mittel. Wenn er sich nachts so ganz behutsam ins Schlafzimmer schleichen will, rufe ich ganz leise: „Karl, bist du es?“ — „Na, und weiter?“ — „Das ist alles, mein Mann heißt doch Martin!“

Der Vater: „Also zum Jahresschluß werde ich mich zur Ruhe setzen und dir das Geschäft übergeben!“ — Der Sohn: „Aber warum denn? Du könntest doch ruhig auch noch ein paar Jährchen tüchtig arbeiten, dann können wir uns beide zur Ruhe setzen.“

Begründete Besorgnis. Er: „Wenn du mich erhörst, werde ich dir mein Leben weihen und bemüht sein, den kleinsten deiner Wünsche zu erfüllen.“ — Sie: „Das ist alles ganz schön — aber wer erfüllt mir die übrigen?“

Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32, Post Modjan bei Teplice-Schönau.

SCHACHAUFGABE Nr. 265.

Von H. Kirchmann, Mannheim.

Schwarz: Ke4, Dd4, Tc8, La8, Sc2, h1. (6)



Weiß: Kg2, Df7, Te1, e8, Le2, Sb5, f5, Bc2, e3, e5. (10)

Mat in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 262: Be6—c7!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Dinnebier Emil, Tetschen; Tepper Franz, Karlsbad; Hochfelder Hermann, Saaz; Chimiak Johann, Lohmüller Johann, Holfeld Otto, Habl Erwin, sämtlich Nesterstz; Schöffel Anton, Schöbritz; König Rudolf, Nesterstz; Proch Anton, Predlitz; Robek Franz, Walter Ludwig, König Anton, sämtlich Kwitkau; Tesaf Franz, Suchel; Ulbert Rudolf, Proseditz; Kraus Gerhard, Turn; Triltsch Gustav, Wisterschan.

Richtigstellung.

In Schachaufgabe 262b von A. M. Sparke ist auf e6 ein weißer Springer einzusetzen. Die Ein- sendezeit wird zu dieser Aufgabe um 8 Tage verlängert.

Vereinsmeisterschaften.

In Komotau I wurde Genosse Wenzel Kfenek mit 11½ Punkten Vereinsmeister. Es folgen: Fialka und Sachs je 11, Schöpka 10½, Husar 10, Fejfar 9, Thiel 8, Görg und Tichay je 7½, Eis 7, Grund 4, Müller 3, Förster u. Werner je 2 und Watzka mit 1 Punkt.

In Sobrusan errang Genosse Franz Hyna mit 8 Punkten den Meistertitel. Nach ihm folgen: Webersinke 8, Marzin 7, Pichl 6, Wiedemann 6, Hofmann Willi 5½, Zimmermann 4½, Hofmann A. 4, Stehno, Hyna Jos. und Urbanek mit je 2 Punkten.

PARTIE 96.

Königsgambit.

(Korrespondenzpartie.)

Weiß:	Weidauer	Schwarz:	Hackenber
1.	e2—e4	e7—e5	
2.	f2—f4	e5×f4	
3.	Sg1—f3	e7—e5	
4.	h2—h4	e5—e4	
5.	Sf3—e5	Sg8—f6	
6.	d2—d4	Sf6×e4	

Weiß strebt eine schnelle Entwicklung an und opfert daher diesen Bauern.

Ein falscher Zug! Schwarz sollte besser seinen Damenflügel entwickeln, um schnell zur langen Rochade zu gelangen.

7.	Lf1—d3	d7—d5	
8.	Lc1×f4	Lf8—d6	
9.	Sb1—d2	Se4×d2	
10.	Dd1×d2	Le8—e6	
11.	0—0—0	Sb8—d7	
12.	Dd2—e2	Dd8—f6?	

Es mußte De7 geschehen. Schwarz wird nun elegant erledigt.

13.	Lf4—g5!	Df6—g7	
14.	Se5×f7!	Dagegen ist kein Kraut gewachsen.	

14.	Dg7×f7	
15.	Th1—f1	Df7—g8	
16.	Ld3—f5	Schwarz gibt auf, denn	

auf 16. Sf8 folgt 17. Db5+, Sd7, 18. Td1—e1 und Schwarz verliert.